

Mariechen Danz im Gespräch

(geb. 1980 in Dublin, Irland)

Wie kommt es, dass Du als Irin Mariechen heißt und so gut Deutsch sprichst?

Weil meine Mutter Irin ist und mein Vater Deutscher. Ihm habe ich meinen Vornamen zu verdanken, von dem die meisten denken, er sei ein Künstlername.

Wie kamst Du nach Berlin?

Zum ersten Mal war ich 1997 in Berlin, zu Besuch bei einem Freund meines Vaters. Da war ich siebzehn. Ich kannte so eine Stadt nicht, diese Leere und Dunkelheit, damals war es für meine Verhältnisse wirklich eine unbeleuchtete Stadt. Das fand ich irre. Hier ist Platz, habe ich gedacht und dass ich hier hin will. Als ich dann in Dublin die Schule beendet hatte und Kunst studieren wollte, habe ich mich nur an der UdK in Berlin beworben. Ich hatte Glück und wurde gleich genommen.

Du hast die Stadt also kaum gekannt, war es so etwas wie Liebe auf den ersten Blick?

Ich kannte Berlin überhaupt nicht, das geht ja in ein paar Tagen gar nicht. Ich hatte damals verschiedene Seiten von Berlin entdeckt - von einer Touri-Bootstour über durchtanzte Club-Nächte bis zum stundenlangen Herumlaufen. Mir erschien alles so groß im Gegensatz zu Dublin, das mit kleinen Häusern zugebaut ist. Und hier war es weit, zerstreut und widersprüchlich - leere Plätze, leere Lagerhäuser. Es war für mich wie ein Puzzle und gleichzeitig alles. Viele Iren gehen nach London zum Studieren und ich war vorher auch oft dort. Aber in London ist alles gebaut und wenn man dort noch etwas machen will, kann man nur noch die Kuppel des Turmes vergolden. Das war mein Gefühl damals.

War es dann in Berlin so, wie Du es Dir vorgestellt hattest?

Ja, es war genau so, es war eher ein Gefühl für die Stadt und ihren Charakter und wie man sich selber darin sieht. Ich habe schnell begriffen, dass die Stadt funktioniert - das meine ich auch ganz praktisch, ich kann hier physisch überall hinkommen, wo ich hin muss. Ich habe später in Los Angeles gewohnt und selbst die Leute, die dort aufgewachsen sind, benutzten Googlemaps, um zu ihrem Zahnarzt zu kommen. Mir kam das so vor, als würde Los Angeles nie wirklich meins sein, als ob ich es nie im Griff haben würde - das ist aufregend aber auch schwierig zu verbinden.

Warum bist Du aus Berlin weggegangen?

Ich hatte bei Leiko Ikemura studiert und bei Katharina Sieverding, die ich beide sehr schätze. Ich habe damals gemalt und gezeichnet und wollte meine Arbeit ändern. Aber ich wusste nicht wie. Deshalb bin ich 2002/03 nach Amsterdam an die Gerrit Rietveld Academy gegangen. Dort gibt es eine komplett andere Herangehensweise an die Lehre. Man macht wenig eigene, individuelle Arbeiten, sondern Projekte, und im Gegensatz zu Berlin war Amsterdam eher eine Ideenschule. Ich hatte gerade das Stipendium des Cusanus-Werks bekommen. Aber meine Mappen fanden sie in Amsterdam trotzdem Mist, und in diesem Zusammenhang wurde ich dort gefragt, was ich „eigentlich“ machen will. Ich wollte singen und in Amsterdam habe ich dann ein Jahr lang nur mit meiner Stimme gearbeitet.

Und wie war das, als Du nach Berlin zurückkamst?

Als ich dann nach Berlin zurückkam, hatte sich meine Arbeits-Herangehensweise total verändert und sie veränderte sich weiter. Ich habe begonnen, mit Kostümen zu arbeiten. Trotzdem konnte ich weiter bei Leiko Ikemura studieren und sie hat mich in diesen Änderungen sehr unterstützt.

Und Berlin war für Dich immer noch so leer und groß?

Leer gar nicht mehr, aber größer als es vorher war, es entfaltete sich. Schön ist eine Erneuerung, man trifft zum Beispiel andere Leute, wenn man länger weg war. Aber ich bin immer wieder weggegangen, weil ich etwas anderes gesucht habe, was ich in Berlin nicht fand.

Was genau hast Du gesucht?

Als ich fertig war, war mir bewusst, was ich wirklich wissen will, was ich machen will. Das konnte ich aber nicht, das musste ich erst lernen. Ich fand, jetzt muss ich nochmal zur Schule gehen. Deshalb habe ich mich dann für ein Master-Studium bei Calarts in Los Angeles beworben. Ein Stipendium hatte ich nicht, aber finanzielle Hilfe von der Schule dort. Und alles, was mich interessiert hatte, kam zu der Zeit aus Los Angeles. Entweder lehrten und lebten die Künstler da oder sie hatten dort ausgestellt. Natürlich ging es mir um das Körperliche und das Performative, was die Stadt dort in jeder Hinsicht verkörpert, sogar im Alltag. Und es gab in Los Angeles Orte und Räume, wo wahnsinnig spannende Sachen stattfanden und Diskurse, von denen es absolut nichts in Berlin gab. Bis heute gibt es verschiedene Szenen, die einen großzügigen Austausch anbieten und extrem aktiv sind.

Gab es in Berlin überhaupt keine Performancekunst?

Doch, aber ich würde sagen, die war eher verwurzelt in den 1960er und 1970er Jahren. Aber zumindest in meinem Kreis war Performance unpopulär. Es gibt zu wenig Kunst in Berlin, finde ich, die körperlich ist oder aktiv und dringend sein will und es gibt wenig Orte, an denen das stattfindet. In Berlin gibt es andere Trends. Ich persönlich habe mich hier nicht wohlgefühlt mit meiner Arbeit, weil mich Themen interessiert haben, die in der Stadt nicht präsent waren. Das spiegelte sich dann darin, dass ich wenige Menschen getroffen habe, die sich für das interessierten, was ich machen wollte und mit denen ich was teilen konnte.

Trotzdem bis Du von Los Angeles aus wieder nach Berlin zurückgegangen.

Ja, ich wollte eigentlich nur kurz zurückkommen, aber dann habe ich die Musiker Anton Feist und Alex Stolze von Bodi Bill wieder getroffen und mit ihnen gearbeitet. Das war mein Traum, zu singen und Lieder zu machen und dafür die richtigen Leute zu finden. Und ich war eine andere Person, als ich zurückkam, weil die Offenheit in Los Angeles und der dort vorhandene Diskurs mich wahnsinnig motiviert hatten und ich mich viel reicher fühlte. Und als ich wieder hier war, dachte ich, ich kann viel mehr von Berlin bekommen, weil ich mehr geben kann.

Und der Berliner Diskurs?

Ja, den gibt es, zum Beispiel an Orten wie „public school“ und „Salon Populaire“. Das interessiert mich sehr. Ansonsten ist es aber oft eine ganz bestimmte Art von Gespräch, das ich als nicht generös bezeichnen würde. Ich finde, man muss sich mehr in die Probleme der anderen einbringen, nicht nur meckern und nicht nur die schlechten Sachen aufzählen, man sollte konstruktiv sein. Wir sind doch die Leute hier in Berlin und wir müssen darüber reden, was funktioniert und was nicht und wie man einen Weg findet. Bei *based in Berlin* heißt es, dass es sechs Wochen lang auch Debatten gibt. Darauf bin ich gespannt.

Jetzt kommen viele Künstler nach Berlin. Verändert das was in der Kunstszene?

Ja, natürlich, ich finde es ganz toll, dass sich hier vieles ständig ändert. Die Gespräche erweitern sich, einige beschäftigen sich mit meiner Arbeit und andere erlauben mir, mich mit ihnen zu beschäftigen. Es gibt mehr und mehr Projekträume und ich habe im Basso und im Tāt ausgestellt, Orte die für mich ganz wichtig sind.

Du warst auch mit Deinen Performances z.B. nach Beijing und ins New Yorker New Museum eingeladen, aber in Berlin hast Du nie in Institutionen performt oder ausgestellt?

In Berlin nie in Institutionen. Aber ich habe im Kunstverein Kassel ausgestellt und war später dort während der Documenta zur Performance-Reihe eingeladen. Der Kunstverein stellte meine Performance in einem kurzen Clip online und das hat mir viele Einladungen eingebracht.

Willst Du in Berlin bleiben?

Ich will bleiben, auf jeden Fall. Ganz einfach gesagt: die Stadt und meine Freunde haben mich dazu gemacht, was ich bin. Und ich freue mich, seit einem Jahr mit der Galeristin Tanja Wagner zusammen zu arbeiten. Die Realität aber ist, unabhängig von der finanziellen Seite, dass ich einfach irgendwo bleiben muss, damit die Leute meine Arbeit kennen und man Teil der Community ist. Wenn man nur Besuch ist, fühlt sich niemand verantwortlich für dich. Man muss irgendwo bleiben, um etwas aufzubauen. Und ich habe entschieden, dass ich keine Durchreisende sein will, sondern dass Berlin meine Basis sein soll, weil ich mich hier zugehörig fühle. Das heißt nicht, dass man zufrieden ist, es heißt nur, dass man nicht komplett verloren ist. Dazu gehört auch, dass ich mich sehr wohl in meinem Atelier fühle, einer Fabriketage, die ich mir mit zehn Leuten teile. Vorher habe ich immer in Garagen ohne Fenster oder in winzigen Zimmern gearbeitet, das war nicht inspirierend.

Fehlt Dir etwas in der Stadt?

Vor allem am Anfang braucht man Hilfe. Es kann nicht sein, dass man sich für ein Projekt-Stipendium nur alle drei Jahre bewerben kann. In anderen Ländern, zum Beispiel in Dänemark, kann man bis zu viermal im Jahr eine Projektunterstützung einreichen. Dort wird auch ernst genommen, wenn man in kleinen Orten oder Off-Spaces etwas Kleines macht. Hier scheint mir manchmal, dass nur ernst genommen wird, was groß ist. In Bezug auf Kunst ist Berlin ein toller Ort für Produktion, aber es gibt kein Publikum für alles, was hier produziert wird. Ich frage mich, ob so eine produktive Situation sich langfristig halten kann, denn man kann nicht alles nur für den Export machen.